

Liberales Judentum

Monatschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 11.

Jahrgang 2.

November 1910.

Leopold Stein. Zu seinem 100. Geburtstage: 5. November 1910.

Von Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.

In die mittelalterliche Beschaulichkeit der großen Fürther Talmud-Hochschule schlug im Jahre 1826 eine Bombe ein, welche die mehrere Hundert zählenden Bachurim in alle Winde auseinandersprenzte: Die bayerische Regierung erließ eine Verordnung, wonach die studierenden Jünglinge neben dem Talmud auch Deutsch lernen mußten; für die Anstellung der Rabbiner wurde Gymnasial- und Universitätsbildung gefordert. Diese Bombe bedeutete das Ende für die jüdische Alt-Orthodoxie in Deutschland. Hatte es bis dahin, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, nur Rabbiner alten Schlages gegeben, ehrwürdige Männer, die, im Talmudstudium grau geworden, der Bildung der Zeit und der neuen Bewegung im Judentum verständnislos gegenüberstanden, so wuchs jetzt eine neue Generation von Rabbinern heran, die, genährt an den Quellen altjüdischen Talmudstudiums, in ihrer Seele alle Bildungselemente aufgenommen hatten, welche die Zeitkultur ihnen darbot. Es war eine große Reihe hochgebabter Männer, starke Persönlichkeiten voll wissenschaftlicher Bedeutung, voll rastloser Initiative, voll neuer umgestaltender Ideen, Forscher und Kämpfer, welche eine spätere,

nicht von Parteileidenschaft getriebene Geschichtsschreibung zu den schöpferischen Geistern der jüdischen Geschichte wird zählen müssen.

Zu diesen an der Wiege einer neuen Zeit stehenden großen Führern gehört Leopold Stein, eine der sympathischsten und einflußreichsten Persönlichkeiten unter den großen Rabbinern des 19. Jahrhunderts. Geboren am 5. November 1810 zu Burgreppach in Unterfranken, als der Sohn eines altfrommen Rabbiners, war er einer der versprengten Talmudschüler der Fürther Hochschule. Aber nicht als Heimsuchung, wie viele seiner Kommilitonen und wie die ganze alte Rabbinergeneration, sieht er die Schicksalswendung an, sondern wandert frühlich aus der Jeschiba zum Gymnasium und kämpft sich durch zur Würzburger Hochschule. Jahre hindurch an mehreren Tagen der Woche warme Speise entbehrend, hielt sich der idealveranlagte Jüngling an dem Gedanken des künftigen Berufes froh aufrecht. Mit 24 Jahren erhält er seine erste Anstellung als Rabbiner in der kleinen bayerischen Landgemeinde zu Burgundstadt. Dort führt er fast das idyllische Leben eines protestantischen Landpfarrers. Intime Freundschaft verbindet

ihn mit dem nachbarsich wohnenden Friedrich Rückert, dessen Einfluß auf sein poetisches Schaffen von großer Bedeutung ist.

Leopold Stein war — und das ist vielleicht das charakteristische Merkmal seiner Persönlichkeit — eine hochgestimmte poetische Natur von großer dichterischer Begabung. Ob er als Prediger auftritt oder als Religionsphilosoph, ob er Leitartikel schreibt oder Gebete verfaßt, nirgends verleugnet er den Dichter. Zahllos sind seine in Zeitschriften, Jahrbüchern, Kalendern verstreuten Gedichte; sie sind zum Teil, wie die Totenlieder auf die frühverbliebene edle Lieblings-schülerin Clementine v. Rothschild, von tief ergreifender Schönheit. Drei Dramen „Die Hasmonäer“, „Der Knabenraub zu Carpentras“ und „Haus Ehrlich“ zeugen von großer poetischer Gestaltungskraft. Die „Hasmonäer“ wurden in Mannheim im Jahre 1859 mit durchschlagendem Erfolge aufgeführt. Selbst sein großer Gegner Samson Raphael Hirsch kann nicht umhin, ihm die Palme des Dichters zu reichen, wenn er in den „ersten Mitteilungen aus Naphthalis Briefwechsel“ von ihm schreibt: „Wenn ich nicht irre, begrüßen wir hier den lieblichen Sänger der „Stufengesänge.“ Und wahrlich, mit viel freudigerem Herzen möchten wir dem Dichter einen Huldigungsfranz freundlich duftender Veilchen um die Stirne winden, als ihm kritische Dornen zum Dornenkränze reichen.“

Mit den 1834 erschienenen „Stufengesängen“ begann, mit den nach seinem Tod 1885 herausgegebenen „morgenländischen Bildern in abendländischem Rahmen“ schloß Leopold Steins schriftstellerische Laufbahn. So kehrt der Greis am Abend seines Lebens zu der Liebe seiner Jugend zurück. Dazwischen aber liegt ein Menschenleben voll schöpferischer Arbeit und glänzenden Erfolgen, aber auch reich an schweren Kämpfen und dramatischen Lebensschicksalen.

Aus dem ländlichen Idyll berief ihn im Jahre 1844 die große Frankfurter Gemeinde zu ihrem Rabbiner. In einer mächtig wogenden Zeit, in welcher die religiösen Gegensätze innerhalb des Judentums aus verhaltener Leidenschaft ungezügelt emporbrausen, nahm Stein zuerst eine vermittelnde Stellung ein. Mild versöhnend, wie ein Priester der Liebe, steht er zwischen den Parteien. In seinem klassischen Predigtwerk „Kohelet“ spiegeln sich diese ersten Jahre seiner Frankfurter Tätigkeit.

Seine Predigten bilden in dieser Zeit den Mittelpunkt seiner Wirksamkeit. Gedankenreich, voll edlen Schwungs, vom Hauch der Poesie umweht, warm im Ton, klar im Aufbau, anschaulich in der Ausführung, fesseln die Steinschen Predigten, sowohl die in „Kohelet“ als auch die im „Dofsklehrer“ und „Aus dem Westen“ abgedruckten durch einen neuen eigenartigen Reiz. Aus dem goldenen Ueberfluß der altjüdischen Midrasch-Literatur versteht es der Meister mit seinem dichterischen Nachempfinden die schönsten Sagen, Legenden und Parabeln herauszufinden, und — wo er nicht findet —, erfindet er aus eigener Phantasie reizvolle Geschichten, die er mit seltener Geschicklichkeit kunstvoll in die Predigt zu verweben weiß.

Den Höhepunkt der ersten Periode seiner Frankfurter Wirksamkeit bezeichnet die Frankfurter Rabbinerverammlung des Jahres 1846, deren Präsident er war. Damals stand Stein auf Seiten des positiv-historischen Frankel, des späteren Leiters der Breslauer Rabbinerschule. Als aber die dramatisch bewegten Kämpfe der 40er Jahre in Frankfurt zur Katastrophe führten, als eine orthodoxe Separatgemeinde sich von der Hauptgemeinde trennte, und vollends, nachdem Stein im Jahre 1861, infolge von Konflikten mit dem Vorstand, von seinem Rabbineramt zurückgetreten war, nahm er immer entschiedener jenen festen reformatorischen Standpunkt ein,

der zuerst in seinem 1851 bis 1860 erschienenen „Volkstlehrer“, am nachdrücklichsten aber in seinem umfangreichen religionsgeschichtlichen Werk „Schrift des Lebens“ zum packenden Ausdruck kommt. War Stein durch die Herausgabe seines „Volkstlehrers“ schon zum Mittelpunkt der praktischen Reformbewegung in dem stillen Jahrzehnt nach den Rabbinerversammlungen geworden, so erhob er sich in der „Schrift des Lebens“ auf die Höhe seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Die „Schrift des Lebens“ ist sein persönlichstes Werk, ein Buch voll lebendiger Eigenart, voll Kraft und Schönheit, ein Lebensbekenntnis, in dem sich die Sturm- und Drangperiode der jüdischen Reformbewegung wie in keinem anderen Werk spiegelt. Der abschließende dritte Teil der „Schrift des Lebens“: „Die Sittenlehre oder die Weisheit der Rabbiner“ erschien erst in diesem Jahre, aus seinen nachgelassenen Schriften herausgegeben. (Vergl. Besprechung in diesem Hefte.)

Als schöpferisches Vorbild von nachhaltiger Wirkung erwies sich Stein auf dem Gebiet der Neugestaltung des synagogalen Kultus. Er war der Erste, der die von der Frankfurter Rabbinerversammlung gelegten Grundbestimmungen für sein neues Gebetbuch konsequent durchführte. Viele seiner poetischen deutschen Gebete und Gesänge sind als bleibender Bestand in unseren Kultus übergegangen.

Nach Rücktritt von seinem Amte wirkte Stein als Lehrer einer von ihm begründeten Erziehungsanstalt und als Rabbiner der im Westen der Stadt von ihm geschaffenen Westend-Union-Gemeinde, für welche er ein neues, auf entschiedenen reformatorischen Grundfäsen beruhendes und dennoch die historische Struktur bewahrendes Gebetbuch schuf. Große Ehrungen wurden ihm zu seinem 70. Geburtstag, der zugleich als 50jähriges Amtsjubiläum gefeiert wurde, zuteil. Er starb im Jahre 1882, 72 Jahre alt.

Aus Leopold Stein's Werken.

I.

Unsere religiösen Zustände in der Gegenwart. (Aus der „Schrift des Lebens“.)

Unsere religiösen Zustände sind trauriger als je. Die größten Gemeinden, deren Mitglieder, der weit überwiegenden Mehrzahl nach, in ihrem Denken der neuen Geistestrachtung folgen und in ihrem Leben von den alten Religionsformen sich losgesagt haben, berufen zum Lehramt weder Männer, welche entschieden dem Alten huldigen, weil das ihre eigene Denkweise zu sehr verletzen würde, noch Männer, die sich entschieden zum Neuen bekennen, weil sie von ihnen Schaden für den sogenannten Gemeindefrieden befürchten — die Hälftlinge, die nicht alt und nicht neu, die Launen, die nicht kalt und nicht warm, sie sind die Männer des Tages. So ist es leider nur zu erkärlich, daß die schöne Begeisterung, die in früheren Tagen eine große Anzahl jugendlicher Männer für das Lehramt im Blicke und zur Bäterung des religiösen Lebens so warm durchdrungen, im Erlöschen begriffen und auf einen erkeftischen, gesunden Nachwuchs leider wenig zu hoffen ist.

Dazu kommt noch ein anderer, gleich beklagenswerter Umstand, welcher die früher so kräftig voranschreitende neue Richtung mehr und mehr abschwächt. Bei unserem Auftreten umgab uns in und aus den Gemeinden eine rüstige Schaar waderer Männer, welche gleich uns die Liebe zur alten Gotteslehre warm hegten im jüdischen Herzen, während sie die Notwendigkeit einer Um- und Neugestaltung klar erkannten im weltverbürbten Geiste. — Sie zahlten, die Treuesten! Einer nach dem Andern den Hohl der Zeitlichkeit, und die uns schmerzlich Entziffenen finden aus den Reihen unserer jungen Männer höchst spärliche Ergänzung. Denn unsere Jugend huldigt fast ausschließlich dem Genuße, fröhnt dem Dienste der Stofflichkeit, und ohne sicheren religiösen Halt verfallt sie der Gottesläugnung, oder der noch schlimmeren, blaßträntlich farblosen Gleichgültigkeit. Und unsere Frauenwelt, diese Grundsäule des häuslich religiösen Lebens, auch sie sängt schon bedeutend an zu wanken; denn es fehlt besonders ihr die innere Festigkeit, die zuverlässige Sicherheit in religiösen Dingen.

Bin ich es allein, der in solcher Zeit den schmerzlichen Ruf anstimmt: „was soll daraus werden?“ Oder sind es Tausende neben mir, welche denselben Ruf rat- und furchtlos anstimmen in ihrem Herzen? — Gewiß und wahrhaftig das Bestere! — Darum bewegte ich seit Jahren, schon zur Zeit, als ich noch im Amte war, den Plan zur vorliegenden freiwilligen Kundgebung in meiner Seele, während der immer wiederkehrende Zweifel: wird es zu einem befriedigenden Ergebnis führen? mich stets von der Verwirklichung zurückhielt. Allein es war in meinem Innern, wie im Herzen des Propheten, „gleich einem verzehrenden Feuer, das ich, trotz aller Mühe, nicht zurückhalten vermochte!“ denn unwiderstehlich mahnte mich

*) Jeremias 20, 9.

immer auf's Neue der Pflichtruf der alten Lehrer: „Du kannst es nicht auf dich nehmen, das Werk zu vollenden, doch dir auch nicht die Freiheit zuerkennen, dich davon loszusprechen.“ —

So legt mir denn die Gunst der Unabhängigkeit und freien Stellung, worin die Gnade Gottes mich versehen hat, die unabweisliche Verpflichtung auf, mein religiöses Denken und Fühlen klar und offen auszusprechen. Der Entschluß dazu hat sich unwandelbar in mir festgestellt, und fortan soll keine Rücksicht und keine Macht der Welt mich abhalten, ihn zur Ausführung zu bringen. — Heilige Wahrheit, Siegel unseres Gottes, sei gelegt an diese Schrift, daß ihr himmlischer Ursprung sich bewähre, daß der Hinblick auf Dich mich bewahre „vor jedem Fehltritt des Gedankens, vor jedem Irregeschehen der Zunge!“ —

II.

Vorrede als Einleitung zum zweiten Teil der „Schrift des Lebens“.

Um das Wesen des Rabbinismus kennen zu lernen — seine Licht- und Schattenseiten, die großen Dienste, welche er einerseits dem Judentume, durch die Einheit, die er ihm verliehen, durch den un-durchdringlichen Panzer, womit er es umgeben, geleistet hat, sowie anderseits die schwere Schädigung, die er demselben zugefügt, indem er — gegen die Ansicht von Manchen seiner eigenen Lehrer — die Mauer der Satzungen zu hoch aufgeführt, dadurch der Außenwelt den Einblick in die innere Herrlichkeit des Gartens versagt, insbesondere aber durch falsche Auslegung und Mißdeutung das klare Verständnis der heiligen Schrift getrübt und dem Volke entfremdet hat: um dieses Alles selbst zu erkennen und für Andere überzeugungsklar darzustellen, dazu sind uns zwei Mittel an die Hand gegeben, welche beide gewissenhaft benützt werden müssen, um uns zu jenem Doppelziele zu führen.

Diese beiden Mittel sind die sachliche und die geschichtliche Untersuchung.

Sachlich haben wir nämlich das einfache mosaische Gesetz mit der verwickelten, gordisch geschürzten rabbinischen Satzung zu vergleichen; dieser gordische Knoten aber darf nicht gewaltsam durchgeschnitten, sondern muß sorgfältig gelöst werden, wie derselbe sich geschürzt und so künstlich geschlungen hat. Das ist der Weg der geschichtlichen Untersuchung, und dieser ist es, welchen wir, in steter Verbindung mit der sachlichen Forschung, in diesem zweiten Teile unserer Schrift, der vom religiösgesetzlichen Leben handelt, eingeschlagen und bis ans Ende eingehalten haben.

Vor Allem nun drängt sich uns auf dieser geschichtlichen Wanderung die Gewißheit von der großen Jugend des Rabbinismus auf. Jene Märchen im Talmud, von dem, 600 Jahre alt gewordenen Propheten Achai aus Schilo, welcher als Jüngling noch ein Zeitgenosse von Moses, als Greis Lehrer des Propheten Elias gewesen sein soll; von dem wunderlichen, talmudisch gelehrten Richter „Dhniel ben Kenas“; von David und Salomo, denen rabbinische Lösungen und Satzungen zuge-

schrieben werden. — Dieses und Anderes, aufgestellt um die rabbinische Lehre um Jahrhunderte und Jahrtausende zurück zu versetzen, verliert sich in die Schatten der Einbildungskraft, und wir überzeugen uns klar, daß die rabbinischen Satzungen insgesamt nicht nur nicht über Esra hinausreichen, sondern von ihnen auch in dem, zwischen der Gründung des zweiten Tempels und den Tagen der Hasmonäer entschwundenen Zeitraum von 400 Jahren — die freilich durch jene zweihundert Jahre, welche die falsche ungeschichtliche Zeitrechnung des Talmuds über Bord wirft, um die Hälfte gekürzt werden — nicht die mindeste Spur zu finden sei.

Muß da nicht schon das hohe Ansehen der rabbinischen Lehre bedeutend herabgemindert werden, sobald wir unwiderleglich klar erkennen, daß deren Anfänge erst in die Zeit des sinkenden hasmonäischen Königtums, kaum 100 Jahre vor der Entstehung des Christentums, fallen, ihre Lehrer aber über ihren Inhalt sofort in Uneinigkeit geraten und einen 600jährigen Streit führen? —

Das haben wir in unserem Werke klar und allverständlich dargetan.

Dabei ist es zugleich von der größten Bedeutung, geschichtlich zu erfahren, daß die rabbinische Lehre aus einem religiösen Vereine sich herausgebildet hat, der auf Absonderung und Trennung ausgegangen war, und wie daher auch jene Lehre, von ihrer Begründung an, dieses Ziel, namentlich durch Erweiterung der Speisegesetze, angestrebt und beständig im Auge behalten hat.

Bei dieser Gelegenheit haben wir Veranlassung genommen, in genauer Zusammen- und Gegenüberstellung des schlichten Bibelwortes und der talmudischen Mißdeutung desselben, die wichtigsten rabbinischen Speiseverbote zu beleuchten und deren ungeziemende Erschwerungen nachzuweisen. Dieses hielten wir für eine ganz besondere Aufgabe unseres Buches. Denn hier ist das eigentliche Gebiet, wo eine bessere Religionsanschauung und Uebung dringend geboten und mit allem Eifer anzustreben ist, um das Leben sowohl des Volkes als der Volkslehrer zu entlasten, indem jenes von einem, das Gewissen oder das Leben beschwerenden unbefugten Drucke befreit, dieses aber aus dem beengenden Zustande der Verschweigung der Wahrheit erlöst und zur Würde des offenerherzigen Wortes und der wahrhaftigen Tat erhoben werde. —

Die geschichtliche Untersuchung aber zeigt uns nun auch ferner, daß die rabbinische Lehre wohl in ihren äußeren Wirkungen eine bindende, einengende geworden, aber nur aus einem sie befehlenden Grundsatz heraus, der seinem inneren Wesen nach ein befreiendes, fortbildendes war. Das ist jener Grundsatz, daß die Volkslehrer einer jeden Zeit berechtigt und verpflichtet seien, die religiösen Dinge nach dem Bedürfnisse der Zeit zu ordnen; nur, hielten die Talmudisten das Zeitverhältnis für ein trennendes, erschwerendes, während es sich uns als ein solches ankündigt, das Annäherung und Erleichterung gebietet. — Ja, solange in Palästina und Babylon die hohen Schulen bestanden und die rabbinischen Satzungen noch nicht niedergeschrieben waren, haben oft auch

die Talmudisten dem Zeit- und Volksbedürfnis in erleichternder Weise Rücksicht geschenkt und bestimmt, „es dürfe keine Erschwerung auferlegt werden, welche der Mehrheit der Gemeinde als unerträglich erscheinen müßte.“ — Wie sehr sie aber den obwaltenden Verhältnissen, bei der Ordnung der wichtigsten Gesetze, Rechnung getragen, das geht aus der tatsächlichen Verschiebung des Versöhnungstages, „um der Feldfrüchte und der Toten willen,“ am Deutlichsten hervor. —

Unser Buch liefert jenen Nachweis an zahlreichen Beispielen, denen zufolge der Talmud selbst das Recht zur religiösen Umgestaltung (reformatorische Prinzip) uns an die Hand gibt.

Wenn uns nun auch der Faden der Geschichte halb zu einer Zeit führt, in welcher die niedergeschriebene rabbinische Lehre Widerspruch und Aenderung auf dem Gebiete der Satzungen als Auflehnung wider Gott und Israel erscheinen läßt, so sehen wir dagegen, zu unserer Befriedigung, auf anderen Gebieten den jüdischen Geist frisch erwachen, und dieser Geist ist es, welcher, in Karäismus und Kabbalismus, die Rabbaniten mit großer Gefahr bedroht. — Jener aber verschwimmt oberflächlich; dieser verliert sich in den unterirdischen Gängen der Schwärmerci — unser Bestreben hat mit Beiden nichts zu tun. —

Endlich kommen wir auf unserer geschichtlichen Wallfahrt zu dem Zeitpunkt, wo der allein herrschende Rabbinismus, wie jede triumphierende Partei, in Einseitigkeit ausartet, und der „Schulchan-aruch“ mit eisernem Szepter die Geister gefangen und niederhält.

So gelangt unser Buch am Schlusse zur Neuzeit, welche der gesamten Menschheit jene große Doppelaufgabe stellt, die sich in den Worten zusammenfaßt: „Die Geister müssen befreit, dabei aber unter der heilsamen Zucht vernünftiger Gesetze gehalten werden.“ —

Das ist auch die Doppelaufgabe einer wahren Reform des Judentums; und das ist Blüte und Frucht auch unseres Buches, indem wir dieses mit einer, die Grundlagen des religiösen Gesetzes für die Gegenwart feststellenden „Lebensordnung“ abschließen, die wir unseren gesinnungsgegenösslichen Brüdern und Schwestern zur Prüfung, und wenn sie dieselbe gerecht finden, zur Annahme und Förderung anempfehlen. —

Gott aber schenke unserem Werke Gedeihen und Wohlgefallen!

III.

Das rechte Opfer.

Eine Parabel.

(Vorgetragen in einer Schrifterklärung über 2. B. M. 20, 21; am Sabbat, den 27. Gesehwan 5611 = 2. Nov. 1850.)

„Womit soll ich dem Ewigen aufwarten? mich unterwürdig zeigen Gott in der Höhen? soll ich ihm aufwarten mit Brandopfern? mit Kalbern, einjährig? Hat der Ewige Vergnügen an Tausenden von Widern? an Miriaben von Strömen Dels? soll ich meinen Erstgeborenen geben für meine

Schuld? die Frucht meines Leibes für meiner Seele Fehler?“ — „Er hat dir's gesagt, o Mensch, was gut ist, und was der Ewige von dir begehrt: nichts Anderes, als Uebung des Rechts, Liebe zum Wohltun und im Stillen wandeln mit deinem Gott!“ (Micha 6, 6. 7.)

Der König saß am Neujahrstage auf herrlichem Thron, um ihn herum die Großen seines unermeßlichen Reiches, ein leuchtender Kranz der Edelsten und Besten. Auf seinem Haupte strahlte die Krone, verbunkelnd der Sonne Glanz, und weithin sendend ihr verklärendes Licht. In seiner Rechten hielt der edle König ein Diadem, voll der kostbarsten Perlen und Edelsteine, ein Fürstentum übersteigend an Wert. Und er sprach zu seinen Boten: gehet hinaus und bringt mir den Bürger herein, der sich um das Reich am verdienstlichsten gemacht, daß die Bürgerkrone ihm schmücke. Die Boten gingen hinaus, und bald trat herein ein Mann von stattlicher Figur, mit stolzen Schritten, als wollte er sagen, was ich für das Reich getan, das hat noch Niemand geleistet; und also hub er an und sprach: „Hoher Herr! Als wir einem früheren Herrn dienten, da regte dieser das Reich auf zum Kampfe gegen ein anderes Reich. Ich hatte einen einzigen Sohn, welchen ich hingab für das Reich. Er fiel im Kriege: mein Liebstes und Teuerstes hab' ich dem Reiche geopfert; mir gebührt die Krone, welche du verteilen willst.“

Da faltete der edle König die Stirne und sprach: dem ihr früher gebient, der hatte Freude am Kriege, ich bin ein Herr des Friedens. An Menschenopfern hab' ich keinen Gefallen. Die Krone laßst du nicht erhalten. Tritt bei Seite!! —

Da öffneten sich die Pforten zum zweiten Male, und herein trat ein Bürger, wohlgenährt, frischen Aussehens; mit selbstgefälliger Miene trat er auf, als wollte er sagen: ich habe Großes für den König getan; und mit Zuberzucht begann er und sprach: „Hoher Herr! als du die Regierung antratest, da hab' ich, dir zu Ehren! tausend Stiere, tausend Böcke, und Lämmer ohne Zahl geschlachtet; mein halbes Vermögen ging in Opfern auf, die ich zu deiner Huldbigung darbrachte — nicht wahr? mir gebührt die Ehrenkrone!“

Da lächelte der treffliche Monarch und sprach: immer besser, mir zu Ehren Tiere, als Menschen schlachten. Allein wenn ihr zu meiner Huldbigung so viele Stiere und Lämmer gegessen habt, so habt ihr ja eueren Lohn schon dahingenommen. So, Freund, wird die Ehrenkrone nicht erworben. Tritt bei Seite! —

Da taten sich die Pforten zum dritten Mal auf; das Auge zum Himmel gewendet, begeistertem Blickes, trat ein Mann herein, der mit Geringschätzung auf die ganze Umgebung blickte, als wollte er sagen: ich habe auf eine Weise unserm Herrn gebient, mit welcher doch kein anderer Dienst zu vergleichen ist! Dann beugte er seine Knie vor dem König und sprach: „Hoher Herr!! ich habe dein Lob gesungen aus der Tiefe meines Herzens. Ich habe Lieder auf deine Größe gedichtet, welche im Munde des Volkes leben. Gar Mancher tut den ganzen Tag nichts anders, als daß er die

zahllosen Vieder singt, welche ich zu deinem Ruhme angestimmt. Wie wird dadurch deine Größe und Macht öffentlich anerkannt!! Ich weiß es, mir gebührt die Krone, mir vor allen gibst du sie!" —

Da erhob sich die König von seinem Sitze und sprach: Sohn, deine Gesinnung ist gut, und weit besser ist es wohl, mir im Geiste dienen, als Farren und Sämmern mir zu Ehren zu schlachten, und sie selbst zu essen. Allein das Wort ist noch nicht die Tat; und die den ganzen Tag mein Lob singen, die wahrlich sind es nicht immer, welche die Größe meines Reiches verherrlichen. Die Krone wartet noch ihres Besitzers! Tritt bei Seite! —

Da traten die drei beiseite Stehenden zusammen und sprachen: wir haben uns in der Vorhalle gestritten, wem der Vortritt gebühre? Und nun sind wir alle drei zusammen hier, und keinen von uns zieret die Krone! —

Da pochte es leise an die Pforten, und herein trat ein Weib, schau und schüchtern. Vermuthlich war sie gekleidet, doch reinlich; sie wagte kaum, das Auge aufzuschlagen, dennoch lag in ihren Mienen das Bewußtsein des Guten, und in ihrem Gange die Sicherheit, daß sie vor einen König trete, dem alle seine Landesangehörigen gleich lieb und teuer waren. Also trat sie vor, ließ auf ein Knie sich nieder und sprach: „Hoher Herr! ich und mein Mann — wir nähren uns von unserer Hände Arbeit, mühsam, doch ehrbar. Wir wollen von niemanden etwas, sind aber freudig bereit, das Wenige was wir haben, mit andern zu teilen, die noch weniger besitzen. Wir hatten keine Kinder; doch unser Inneres sehnte sich darnach, an einem geliebten Wesen täglich unser Herz zu erfreuen. Da starb unsere Nachbarin, eine arme Witwe, und hinterließ ein Knäblein von drei Jahren, ein verlassenes Kind, das gar keinen Annehmer hatte. Wir nahmen uns des weinenden Knaben an, zogen ihn in unser Haus, an unser Herz. Da ward das teuere Kind krank. Nun wachten wir wechselweise, ich und mein Mann, Tag und Nacht an seinem Bettlein, daß wir selbst fast erkrankten, bis unser Kind genas. Du, o Herr, hörend von unserem Kummer, hast den besten Arzt gesendet, uns zu trösten, das Kind zu heilen; ich komme, dir innig zu danken, denn unser teuere Sohn lebt! —

Da erhob sich der König wieder von seinem Sitze, doch nun stieg er die Stufen seines Thrones herab, näherte sich dem trefflichen Weibe, faßte sie bei der Hand, führte sie zu den Dreien, die bei Seite standen, und sprach: „Sehet dieses arme Weib! sie hat mir keine Menschen geopfert, aber einen Menschen erhalten; sie hat keine Opferschmäuse mir zu Liebe verzehret, aber ihr kümmerlich Erspartes mit einem meiner verlassenen Kinder barmherzig geteilt; sie hat keine Vieder auf meinen Ruhm gesungen, doch ihre Handlungsweise ist ein Lied voll Wohlklang und Harmonie — ihr gebührt die Krone; sie hat sich um mich am verdienstlichsten gemacht; gehet hin! werdet ihr ähnlich!" —

Doch das vortreffliche Weib sprach: „Herr, soll ich mir die Handlung, die mich so glücklich macht, zu welcher das Herz mich antrieb, wie der Hunger mich zum Essen antreibt, durch Silber und Gold

belohnen lassen? Gib Silber und Gold Denen, die um dessentwillen dir dienen, mir ist das Leben meines Kindes, das ich Dir verdanke, Lohnes genug!" —

Da legte der König, nachdem er eine Träne aus seinem leuchtenden Auge getrocknet, die Hand segnend auf des Weibes Haupt und sprach: zieh' hin, meine Tochter! dein Lohn bleibt nicht aus! —

Der liebevolle Herr sorgte für die Erhaltung der braven Ehegatten und die Erziehung ihres Kindes; der Sohn wuchs in allem Guten herrlich heran, und ward später einer der ersten Diener im großen Reiche des Königs. Die Bürgerkrone, welche der König für ihn zurücklegte, blieb erblich in seinem eblen Geschlecht. —

Das ist die Geschichte! — Und das ist die Auslegung, Menschenopfer sind Gott ein Greuel; an Tieropfern hat er keinen Gefallen; auch das Gebet, so hoch es steht, es ist doch das Höchste nicht. Die wahrhaft eble, menschenbeglückende Tat — wenn sie auch nicht darauf ausgeht —

ihr gebührt die Krone!

IV.

Ein Gleichnis.

(Aus einer Predigt.)

Es war einmal ein armer Mann, der wohnte mit Weib und Kind in einem finsternen Gäßlein, in einem engen Hause und es war viel Not und Elend in dem Hause. Aber der Mann hatte treue Freunde, und wer treue Freunde hat, der ist nicht arm. Namentlich waren es zwei Männer, die ihm viel Gutes taten. Der eine wohnte in der Nähe; er kam regelmäßig jede Woche zum Besuche; und wann er kam, da ward's hell im Hause; er brachte stets reiche Gaben mit; die Kinder sangen, in der Hütte war Seligkeit. Der andere, vornehmer, kam von seinen weiten Reisen jährlich nur einmal in's Haus, aber reiche Geschenke brachte er mit aus fernem Lande; dem Manne und seiner Frau gingen die Augen über vor Freude; im Anschauen der Geschenke vergaßen sie Speis' und Trank. —

So ging das eine Reihe von Jahren. Sehst, da ward der arme Mann reich; er verließ sein finster Gäßlein; er kaufte sich ein großes Haus in der schönsten Straße der Stadt, und lebte in Freuden. Deshalb aber muß man doch seine alten Freunde nicht vergessen — nicht wahr? — Aber der törichte Mann tat's. Wann der nahe wohnende Freund in's Haus kam, kaum grüßte ihn einer; selbst die Kinder gingen kalt an ihm vorüber. Nur den Weithergereisten, Vornehmern, nahm man noch ehrbar auf. Da trafen die beiden Freunde einmal zusammen, und jener sprach zu diesem: „Nun, was sagst Du zu unserem Schützling?“ „Was soll ich sagen?“ antwortete der Freund aus der Ferne; „er ist ja ein reicher Mann worden, wohnt in einem großen Hause, die Zeit hat ihn emporgebracht.“ „Aber was sagst Du,“ erwiderte der andere, „zu seinem Unbante? er und die Seinigen kennen mich nicht mehr!“ „It's möglich?“ rief jener aus: „Dich,

der Ihnen in der Not so viel Gutes getan, Dich konnten sie vergessen? Das darf ihnen nicht hingehen! Warte nur! da sie doch auf mich noch etwas geben, ich will's ihnen vorrücken!" — Und er ging hin und sprach: „So behandelt Ihr Euere und Eueres Vaters Freund? Ihn, der in Euere finstere Gasse, in Euere niedrige Wohnung kieg, Euch zu beglücken, ihn vergesst Ihr, wie Ihr Eueres Glends vergessen habt? und ist Euer Reichthum Euch so sicher, daß Ihr nicht mehr des Freundes bedürftet? Sind solche Freunde so häufig, daß Ihr sie so geringe schätzt?" — Also sprach er, und der Mann und sein Weib schämten sich sehr! — Wohl ihnen, wenn sie sich besserten! —

Und der arme Mann ist Israel; und seine Freunde und Tröster sind die Feiertage. Und so lange der arme Mann im Jüdenquästen wohnte,ehrte er den Sabbat, der altwöchentlich Gaben brachte; nun er aber reich geworden, in einem schönen Hause wohnt, nun kennt der Mann den Sabbat nicht mehr, und Weib und Kind gehen kalt an ihm

vorüber. Nur der Veröhnungstag, der alljährlich einmal kommt und aus jenem fernem Lande so seltene Geschenke bringt, wie wir sie heute geschilbert, er wird noch geehrt. Heute nun treffen die beiden Freunde, Sabbat und Veröhnungstag zusammen, brüderlich zusammen,* wie es im Gebete heißt: „Siehe, wie schön und lieblich ist's, wenn Brüder freundschaftlich zusammen wohnen!" — Und der Sabbat klagt dem Veröhnungstage seine Not, und der Veröhnungstag kommt zu euch mit mahnenden Worten, und er, der Erhabene, darf's wagen, mit Ernst euch Vorwürfe zu machen über den Leichtsin, womit ihr die heiligen Tage des Trostes und der Erhebung verschzeret; denn voll Treue ist sein Mund, und Frieden und Seligkeit möchte er euch gesichert wissen, um euch zu heiligen, nicht bloß durch sich, sondern auch durch die übrigen Sabbat- und Feittage des Jahres;

*J) Der Veröhnungstag fiel in dem betreffenden Jahre auf den Sabbat.

Liberaler Kultus.

Von einem jungen Rabbiner.

(Fortsetzung.)

III.

Das Grundprinzip des organisierten Liberalismus, spontane Religiosität vorzubereiten, findet seine Anwendung auf alle Teile der Religion. Die allgemeine Pflichtenlehre wird ihr Hauptaugenmerk darauf richten, religiöse Empfindungen zu wecken; die Glaubenslehre wird sich hüten, mystische, unbeweisbare und religiös gleichgültige Theorien zu betonen. Dies auszuführen liegt nicht im Rahmen dieser Betrachtung. Am ausgiebigsten aber wird das Prinzip im Kultus zur Anwendung kommen. Hier bietet es den wichtigsten Gesichtspunkt für die Auswahl des vorhandenen Materials, im einschränkenden wie im ausdehnenden Sinne: Kultbräuche, die keine spontane Religion zu erwecken imstande sind, müssen ausgeschlossen werden; sie haben, wie man sagt, keinen Sinn, keine Bedeutung; das Grundprinzip gibt in der allgemeinsten Form die wahre Meinung an, die sich hinter dieser Redensart verbirgt. Aber umgekehrt gibt es auch keinen Grund

und keine Rücksicht, die einen bisher gebräuchlichen Kultus oder Ritus als untauglich erscheinen lassen dürften, außer dem Grundprinzip: Was zu spontaner Religiosität führen kann, unter modernen Verhältnissen und Menschen, davon soll der Liberalismus nichts aufgeben, auch nicht das Geringste. Darüber wird bei Gelegenheit noch mehr zu sagen sein.

Neben diesem sind aber für den Kultus noch zwei andere Grundprinzipien maßgebend. Wenn eine Kultbräuche normierende, legislative Versammlung des liberalen Judentums in Deutschland — oder gar von allen Kulturländern — zusammentritt, so dürfen doch ihre Vorschriften nicht den Charakter des Gesetzes, des ewig Unverbrüchlichen, des unbedingt Gültigen tragen! Auch hier muß der Liberalismus auf eine äußerliche Festigung verzichten, welche der Orthodogie sehr zu statten kommt. Es gibt wohl keinen einzigen Liberalen, der noch glaubt, daß der Kultus von Gott befohlen ist. Die aus der Mendelssohn-